

MARTIN HEIPERTZ

IM TOTEN WINKEL EUROPAS

WIE WIR WIEDER IM BALKAN SCHEITERN



Willkommen im Kosovo – dem toten Winkel Europas.
Vergessen Sie alles, was man Ihnen über Außenpolitik und
Entwicklungshilfe je erzählt hat.

- Exposé -

Sie kennen das Gefühl. *Ich muß hier raus*. So ergeht es auch Walther Christmann, dem Technokraten im bürgerlichen Frankfurt am Main, Experte für Staatsfinanzen, Ökonom bei der Europäischen Zentralbank. Viel zu früh im Leben etabliert, für seinen Geschmack. Doch dann kommt der Februar 2008. Das Kosovo erklärt seine Unabhängigkeit – es entsteht der jüngste Staat der Welt. Die Europäische Union sucht Aufbauhelfer. Eine Stellenanzeige im *Economist*, ein Bewerbungsgespräch in Brüssel, und unversehens findet Christmann sich im Balkan wieder. Es gilt, im Kosovo den neuen Staat aufzubauen und zu überwachen. Eine Republik nach westlichem Vorbild: demokratisch, rechtsstaatlich, multiethnisch. Dem Frieden verpflichtet, der Freiheit und der Wohlfahrt, berufen zur europäischen Integration. Unbedarft und wißbegierig trifft Christmann im Kosovo ein. Die Hauptstadt liegt im Freudentaumel der Unabhängigkeit, und er geht begeistert an die Arbeit. Schreibt mit an der Verfassung, konzipiert Gesetze, lechzt nach neuen Eindrücken und Erfahrungen. Unser Held ist dem Alltag entronnen und fühlt sich wieder lebendig. Doch langsam wachsen Zweifel am Sinn seines Tuns. Der Balkan ist komplex. Die freundlichen Albaner sind das eine, aber sind die Serben wirklich an allem schuld? Was betreiben die Amerikaner hier eigentlich für eine Politik? Tun wir überhaupt etwas gegen die Korruption? Unter Seinesgleichen macht Christmann neue Bekanntschaften und bereist das Land. Er lernt über Kultur und Geschichte, Morgenland und Abendland. Er denkt nach: Was heißt das, ein funktionierendes Gemeinwesen, eine ordentliche Verwaltung? Die anfängliche Euphorie verfliegt, bei Christmann und auch im ganzen Land. Es kommt zu Unruhen und Gefechten. Der Norden des Kosovos ist außer Kontrolle. Immer deutlicher treten Mißstände im neuen Staat hervor. Auch die Unzulänglichkeiten der internationalen Hilfe und Aufsicht durchschaut er von Tag zu Tag besser. Die Vorgesetzten aber sind an seiner Kritik nicht interessiert. Unser Mann verliert seinen Idealismus und verlegt sich auf das Beobachten, Beschreiben und Berichten. Er lacht sich einen wilden Hund an und streift mit ihm durch die unzugängliche, überwältigende Berglandschaft des Kosovos. Er überlebt einen Bombenanschlag und verläßt das Land schließlich wieder, in dem er neun Monate lang gelebt hat.

Zeitsprung – in das Jahr 2016. Das Kosovo und der Balkan treten erneut in das allgemeine öffentliche Bewußtsein, seit jene Völkerwanderung eingesetzt hat, die bis in die hintersten Winkel unseres Landes zu verspüren ist. Kriegsflüchtlinge und Wirtschaftsmigranten fluten aus dem Orient und von Nordafrika nach Europa, meist quer durch den Balkan. Im Kosovo reihen sich innerhalb weniger Wochen Zehntausende von Einheimischen in den Strom der Verzweifelten ein und versuchen, ihre Heimat zu verlassen, weil sie dort ohne Recht, Würde, Wohlstand und Hoffnung nicht mehr verweilen mögen. Nach den Syrern sind die Albaner immer noch mit Abstand die meisten Migranten, die Deutschland erreichen. Viel ist von der Bekämpfung der Fluchtursachen die Rede: Konflikt, Armut, Korruption, Mißwirtschaft. Im Falle des Kosovos aber liegt die Hauptursache in dem Scheitern Europas und der westlichen Staatengemeinschaft, geführt von den USA, aus dieser vom Bürgerkrieg zerrütteten Provinz des ehemaligen Jugoslawiens einen funktionierenden Staat zu formen. Die politische Unruhe im Land nimmt zu. Den Menschen bleibt nur noch die Wahl zwischen Auswanderung und Aufstand.

Es geht um Anspruch und Wirklichkeit beim Aufbau der Demokratie in fernen Landen. Warum wir gescheitert sind und wie sich das anfühlt – davon handelt dieses Buch. Leider ist es hochaktuell, wenn man bemerkt, wie sich die Lage vor unserer Haustür und rund um Europa herum bis nach Zentralasien hin entwickelt. Sie drängt, eine der ältesten und wichtigsten Fragen der Zivilisation: Was ist der gute Staat?

Dem Andenken meines Vaters

*Diese Reportage ist eine Fiktion, inspiriert von der Realität.
Ähnlichkeiten mit realen Personen,
soweit es sich nicht um solche des öffentlichen Lebens handelt,
sind unbeabsichtigt – sagen wir: zufällig.*



Zum Autor

Dr. Martin Heipertz studierte Philosophie, Politik und Ökonomie in Oxford, Brügge, Köln und Paris. Er war gut vier Jahre als Ökonom an der Europäischen Zentralbank in Frankfurt am Main tätig gewesen, bevor er im Jahr 2008 ins Kosovo ging, um dort die Wirtschafts- und Finanzabteilung der internationalen Überwachungsbehörde ICO aufzubauen und stellvertretend zu leiten. Im Anschluß diente er als Referent im Bundesministerium der Verteidigung in Berlin sowie in der Europäischen Investitionsbank in Luxemburg, von wo er im Jahr 2010 zurück nach Berlin ging und in das Bundesministerium der Finanzen wechselte; zunächst als stellvertretender Büroleiter von Wolfgang Schäuble, später als Persönlicher Referent des Finanzstaatssekretärs und inzwischen als Leiter des Referats „Grundsatzfragen der europäischen Politik“. Während der Europawahl 2014 war er persönlicher Berater von Jean-Claude Juncker. Nach einer Reihe von wissenschaftlichen Publikationen erschien 2011 sein vielbeachteter Roman „Der Tramp“.

Erste Stimme

Was ist ein Staat ohne Recht anderes als eine große Räuberbande?

(Augustinus, „De Civitate Dei“)

Zweite Stimme

Die türkische Rechtspflege hat ihre Eigenarten,
die um so deutlicher hervortreten,
je entlegener die Gegend ist, in die man gerät.

(Karl May, „Durch das Land der Skipetaren“)

Dritte Stimme

Wenn die Leute wüßten,
wie inkompetent die Internationale Gemeinschaft agiert,
wären sie um den Schlaf gebracht.
Gottlob wissen sie es nicht.

(Martti Ahtisaari)

Vierte Stimme

Wird allzuviel Gewissen in die Diplomatie vermengt,
dann kommt unweigerlich viel Diplomatie in das Gewissen.

(Fürst Metternich)

Fünfte Stimme

Nicht Freiheit und Knechtschaft, wie viele meinen,
sondern Knechtschaft und Gesetzlosigkeit
liegen miteinander im Streite.

(Goethe)

Inhalt

	Prolegomena.....	10
1	Unter Soldaten	13
2	Ankunft auf dem Amselfeld	Fehler! Textmarke nicht definiert.
3	Ein Staat wird geboren.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
4	Wir Internationale	Fehler! Textmarke nicht definiert.
5	Unruhe	Fehler! Textmarke nicht definiert.
6	Von Macht und Glaube.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
7	Spiegelfechten.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
8	Die Straße der Korruption.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
9	Der Welpen	Fehler! Textmarke nicht definiert.
10	Das bißchen Haushalt.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
11	Der Anschlag.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
12	Exodus.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.

Prolegomena

Frühling zieht in die Berge ein. Mein Blick gleitet das satte Grün der Hänge hinauf in die höheren Lagen des Zahmen Kaiser. Da oben liegt noch ein wenig Schnee, der in der Sonne gleißt. Von Osten her fahre ich den Kamm der Gipfel entlang: Heuberg, Roßkaiser, Jofenspitze, Pyramidenspitze, Elferkogel... Dieser allem Zeitlichen entrückte Anblick ist meinem Gedächtnis tief eingepägt. Es sind die noch sanften Vorposten des Alpenhauptkamms, den man hier vom Tal aus nur erahnen kann. Sobald man jedoch einen dieser Gipfel erklimmt, sieht man sich den schroffen Felsen des Wilden Kaiser gegenüber und spürt mit Gewißheit, daß von hier aus eine andere Welt beginnt – ein steinernes Reich von stiller Erhabenheit. Es erweist dem Menschen die Kleinheit seiner Existenz. Welche seiner Bemühungen hätte Bestand vor diesem Urbild der Schöpfung, das vor Anbeginn aller Zeitrechnung erschaffen wurde und in völliger Ungerührtheit auch dann noch bestehen wird, wenn alte Weltreiche zerfallen und auch einstmals neue Mächte bereits wieder erloschen sind.

Im Bann dieser Kulisse will ich, Walther Christmann, Bericht erstatten über das, was sich vor acht Jahren im entlegenen Kosovo zugetragen hat. Ich will nichts unterschlagen und nichts erdichten, sondern ausschließlich und vollständig das darlegen, was ich mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren selber oder aus verlässlicher Quelle vernommen habe. Die Ruhe von Personen, die nicht im öffentlichen Leben stehen, will ich schützen, indem ich ihnen andere Namen verleihe. Mit ihnen als Figuren aber will ich getreulich das Bild jener eigenartigen Situation zeichnen, welche ein Fehlgriff der Geschichte in jenen Tagen am äußersten Rande Europas geschaffen hat.

Damals stand das Kosovo für kurze Zeit im Lichte allgemeinen Interesses. Schnell aber vollzog sich das, was ich erzählen werde, wieder in seinem Schatten. Gewisse Dinge bedürfen dieses Schattens, um überhaupt vonstatten zu gehen. Immer nur, wenn es einmal wieder Tote gibt dort unten und das Krachen ferner Schüsse unsere Wohnstuben mit den Abendnachrichten erreicht und Flüchtlinge aus Not und Armut an unsere Haustüren klopfen, erinnern wir uns vielleicht und diskutieren in unseren Gazetten, daß es vor gar nicht langer Zeit politische Entscheidungen und historische Weichenstellungen gab, die dieser befremdlichen und unserer Gemütsruhe so abträglichen Realität dort unten im Kosovo den Weg bereitet haben. Dieser Weg – war er etwa vorgezeichnet und ohne gangbare Alternative? Oder trägt jemand die Verantwortung dafür, keinen besseren gewählt zu haben?

Eine Gesamtschau tut not, wie Politik und Macht sich dort unten im Balkan verhalten, was schrankenlose Korruption an grotesker Verzerrung mit einem totgeborenen Staatswesen anrichtet und wie impotent unser armes, altes, geschundenes und vermeintlich geläutertes Europa sich vor seiner eigenen Türschwelle erweist. Erzählen will ich, wie die Menschen dort leben, geblendet von kleinlichem Nationalismus und in den Ketten ihrer unverschuldeten geistigen Beschränktheit verfangen. Nichtsnutzige Entwicklungshelfer sollen auftreten, Nato-Soldaten, die von der Mafia ausgelacht werden, und die Technokraten der sogenannten Internationalen Gemeinschaft. Glücksritter und blutbespritzte Guerillakämpfer, die sich diese Mißgeburt von Staatsgebilde zur Beute machen. Unverfroren zu vorgetäuschten Staatsmännern mutierte Kriegsverbrecher und Frauen von blendender Schönheit, Straßenhunde, Staub, Schlamm und Panzerkolonnen sollen vor den Augen meiner Leser dem Vergessen entrissen sein. Aber auch Zeichen von Hoffnung und Aufbruch will ich vermelden – meist nicht dank staatlicher Bemühung, sondern trotz Gängelung durch die vielgestaltige Obrigkeit und ihrer mannigfaltigen Vergehen am Gemeinwohl. Alles will ich darlegen ohne Schönong und Übertreibung; so nüchtern, sachlich und anschaulich, wie es mir möglich ist.

Diesen Bericht will ich für diejenigen erstatten, die es interessieren mag, und um aus tiefem inneren Bedürfnis den außenpolitischen Sonntagsreden vom Aufbau der Demokratie in fernen Ländern zu widersprechen, also der ministerialen Beflissenheit gegenüber dem politischen Dogma der Multiethnizität zum Trotz, als Gegengift zur oberflächlichen Flüchtigkeit journalistischer Momentaufnahmen und zu allem Unfug, der unserer unbekümmerten Ignoranz entspringt. Dieses also ist das Resümee einer kurzen, aber dichten Phase meines Lebens, damit ich sie endlich abschließen und mich anderen Fragen zuwenden kann; lange bevor dann schließlich auch die Geschichte selber ihr Urteil über das Handeln Europas und Amerikas und auch Rußlands in jenem von allen guten Geistern verlassenem Winkel dieser Erde fällen mag mit der wohl schwerverständlichen Fußnote, die sie dem Kosovo jener Tage dereinst widmen wird – am Vorabend jener großen Völkerwanderung, deren Teil es sodann wurde.

Vielleicht dient meine Schilderung der Erkenntnis jener, die sich heute für den Balkan in Verantwortung sehen und jener, die sich fragen, warum so viele Menschen von dort ihr Heil in der Auswanderung nach Deutschland suchen. Womöglich haben auch manche davon Gewinn, die sich grundsätzlich fragen, wie es sich im Kleinen verhält, wenn große Politik gemacht wird. Speziell den Zustand der Staatsfinanzen im Kosovo mag für lehrreich befinden, wer sich später wunderte, wie die große, europäische Währungsunion von dem Wohl und Wehe jenes anderen, kleinen Balkanlandes in Geiselhaf genommen werden

konnte, das sich auf das alte Griechenland beruft. Eine Parabel auf den gewissenlosen Umgang mit dem allgemeinen Gut will ich schreiben, und das Kosovo ist mir das Exempel und die reinste Form dieses Zustandes, die mir bisher im Staatsdienst noch unter die Augen kam. Die Namen und Orte nämlich sind immer andere, doch die Strukturen und Vorgehensweisen, das Denken und die Kultur der Korruption gleichen einander über den Erdball hinweg. Somit mögen jene wenigen diese Seiten lesen, die nie haben hinnehmen wollen, daß auch in unserem so fortschrittlichen Zeitalter der Demokratie und Menschenrechte überhaupt nur wenige Staaten vergleichsweise gerecht, sicher und geordnet, freiheitlich und wohlhabend bestehen, während so viele andere in dem immergleichen Morast aus Lügen, Dummheit, Habgier und Gewalt täglich aufs Neue versinken, den Kräften des Bösen anheimgegeben und ihre Bürger eines Lebens in Anstand und Freiheit beraubend – so daß sie ihr Heil in Flucht und Wanderung suchen.

Vielleicht aber mag es für meine Leser auch nur erbaulich sein zu erfahren, wie unerwartet leichtfüßig man selbst heute noch aus einer denkbar gesicherten, aber langweiligen Existenz in der Mitte Europas und aus dem Herzen seiner Finanzwelt heraus dem beruflichen Stumpfsinn den Rücken kehren und ausbrechen kann, um sich wie ein Abenteurer aufzumachen in den hintersten Winkel unseres Kontinents, wo der Nachhall der untergehenden europäischen Zivilisation mit dem Echo des schon lange zuvor versunkenen Osmanischen Reiches vielstimmig zusammentönt, wenn man genau hinhört. Aber mein Antrieb, ins Kosovo zu gehen, war nicht einmal der bewußt verspürte Wunsch, mit eigenen Augen zu sehen, wie die Verbreitung einer schon im Sterben begriffenen Zivilisation an dem bewußt tolerierten Mangel ihrer Voraussetzungen noch mehr als an eigener Schwäche zu erlahmen vermag. Keine Ahnung hatte ich, daß ich Zeuge werden sollte, wie Würde und Anstand an ihrem eigenen Gewicht ertrinken, während bloß Abschaum nach oben steigt, und wie existentiell die Frage ist, ob es sich lohnt, gegen dieses Gesetz anzurennen wie Don Quixote dereinst gegen die Flügel von Windmühlen. Nichts davon hatte ich zu Beginn schon im Sinn. Was mich vor allen anderen Dingen antrieb, zu jener Zeit ins Kosovo zu gehen, war die gänzlich profane Notwendigkeit meiner Flucht aus dienstlicher Langeweile und bürgerlicher Geborgenheit; meine längst abgestorben geglaubte, höchstpersönliche Lust auf Abenteuer und eine ferne Erinnerung an Karl Mays Land der Skipetaren...

1 Unter Soldaten

Der Flugsteig mit Abfertigung nach Priština war auf den ersten Blick zu erkennen: Hinter der letzten Sicherheitskontrolle wimmelte es von Feldgrau. Österreichische Gebirgsjäger, an deren Feldmützen das Edelweiß prangte. Ich schien der einzige Zivilist auf diesem Flug zu sein. Die Soldaten aber nahmen keine Notiz von mir. Ihre Seesäcke hatten sie bereits verladen, und nun standen sie in Grüppchen beisammen und schwatzten. Einige telefonierten; früher hätte man geraucht. Marschbereitschaft hergestellt. Verspätet, aber mit Macht, wurde mir bewußt, daß ich im Begriffe stand, mich an einen Ort zu begeben, den man mit sechzehntausend Mann – zwei Divisionen – militärisch zu sichern für nötig befand. Dieser Umstand und die Erinnerung an die eigene Militärzeit belebten meinen Geist, der sich in meiner alten, zuletzt immer mehr in Routine versinkenden Berufstätigkeit in Frankfurt kaum noch hatte regen wollen.

„Ist das der Flug nach Priština?“ So fragte ich den mir am nächsten befindlichen Gebirgsjäger, einen etwas zu klein geratenen, stämmigen Jugendlichen mit rundlichem Kopf und kurzgeschorenen, blonden Haaren. Ich hatte zwar keinen Zweifel, daß dies der Flug nach Priština sei, aber zu gerne wollte ich ein Gespräch mit ihm anfangen. Er nickte einmal leicht mit seinem Rundschädel und blickte abweisend aus kleinen, engstehenden Augen an mir vorbei. „Sie fliegen auch herunter ins Kosovo?“ Die nächste überflüssige Frage. Er nickte noch einmal. „Wie lange werden Sie dort sein?“ „Vier Monate.“ „Darf ich fragen, wo Sie da eingesetzt sind? Ich selber werde in Priština arbeiten, für die EU.“ „Wir Österreicher stehen im deutschen Sektor in der Nähe von Orahovac. *Camp Casablanca*.“ „Und was machen Sie da?“ „Ich glaube nicht, daß Sie das interessieren müßte.“ Gespräch beendet. Er hatte ja recht, und ich hatte mich benommen wie der dümmste Grünschnabel. Als ob man einen fremden Soldaten nach seinem Auftrag fragen könne – er durfte es mir gar nicht sagen, das wußte ich als Offizier der Reserve selber allzugut. Aber so groß waren meine Spannung und Ungewißheit, daß ich mich zu diesen kindischen Fragen hatte hinreißen lassen. Erst Monate später lernte ich, daß einem im Kosovo zumindest in kulinarischer Hinsicht nichts Besseres widerfahren konnte als das Offizierkasino von Camp Casablanca. Denn auch die Schweizer waren dort stationiert, und regelmäßig absolvierten eidgenössische Köche von internationalem Rang ebendort im Offizierkasino ihre Wehrübungen und tischten gelegentlich auf, was ihre Künste hergaben.

Oberleutnant Ludwig Harnagel, ein deutscher Heeresoffizier, mit dem ich seit Jahren befreundet war, wurde später ebenfalls eine Zeitlang in der Nähe von Camp Casablanca stationiert. Er war Infanterist und gehörte zur Führungsreserve eines Bataillons von *KFOR*, das bei einer Verschlechterung der Lage aus ansonsten anderweitig eingesetzten Einheiten zusammengezogen werden konnte. Im Friedensdienst jedoch sollte Harnagel ehemalige kosovarische Freischärler zu Unteroffizieren der künftigen regulären Armee der Republik Kosovo machen. Sein Schwerpunkt war die Ausbildung an Handfeuerwaffen, mit denen seine Zöglinge vermutlich bereits aus früherer Zeit recht gut umgehen konnten. Aber so kam es, daß er mich im Frühsommer einmal zu einem deutsch-amerikanischen Vergleichsschießen einladen konnte, das er in der Nähe von Camp Casablanca organisierte. Dazu ließ er mich in aller Form über seinen nationalen Vorgesetzten, einen im KFOR-Hauptquartier tätigen Oberst der Luftwaffe, für eine nur einen Tag währende Wehrübung heranziehen. Vorsorglich hatte ich ohnehin einen Feldanzug ins Kosovo mitgenommen, man konnte ja nie wissen. Meine Kollegen im Büro staunten denn auch nicht schlecht, als ich mir diesen eines Freitags zur Mittagspause anzog und mich im Flecktarn von ihnen verabschiedete. „Ich fahre zu einer Schießübung“, sagte ich mit betonter Nonchalance und sprang in meinen Dienstwagen, einen leichtgepanzerten *Terrano* in metallischem Hellblau.

Der Schießplatz, auf dem ich zwei Stunden später unter bleicher Nachmittagssonne und mit der bis zum Horizont reichenden Staubwolke meiner Fahrspur im Rücken eintraf, war völlig improvisiert. Die Begrenzungen der Schießbahn links und rechts waren durch Wimpel markiert, an ihrem Ende stand ein halbes Dutzend Schießscheiben, und der Schießstand selber war nichts anderes als ein Wiesenstück, mit dem für solche Zwecke üblichen, bei Dunkelheit fluoreszierenden Band *abtrassiert*, wie es im Jargon heißt. Ansonsten war keine weitere Vorkehrung getroffen worden. Zahlreiche staubverkrustete Militärfahrzeuge standen quer zur Fahrbahn aufgereiht entlang der Schotterpiste, die mich zu dem Gelände führte. Ich parkte zwischen einem schwer gepanzerten *Dingo* der Bundeswehr und einem amerikanischen Jeep. Nicht ohne Befriedigung stellte ich fest, daß mein Wagen das einzige Zivilgefährt weit und breit war. Das Grenzgängertum war schon immer meine Sache gewesen: Vorhin noch der einzige Militär im zivilen Büro, und nun der einzige Zivilist unter Soldaten. Das Schießen war bereits in vollem Gange. Einzelschüsse und Salven von unterschiedlicher Dauer hallten in rascher Folge über das Areal, der Geruch von Pulverdampf hing in der Luft, und der Schießstand war schon anhand des über ihm stehenden Qualms erkennbar. Harnagel leitete die Veranstaltung von einem kleinen Hügel aus, von dem er guten Überblick hatte, und thronte mit einem Funkgerät in der Hand auf einem Klappstuhl, die Feldmütze tief im

gebräunten Gesicht. Als ich ihn erreicht hatte, grüßte ich militärisch. „Melde mich wie befohlen.“ Dann umarmten wir uns in dem überschwenglichen Bewußtsein eines unerklärlichen, vor- und außerzivilisatorisch aufschwingenden Gefühls von Männlichkeit. Ich sagte zu Harnagel, wie sehr ich mich freue, einen wahren Freund bei KFOR zu haben. Wer weiß, wozu das noch gut sein würde. „Mit dir würde ich in den Krieg ziehen“, antwortete er. Vorerst aber wurde mir nur ein amerikanischer Unteroffizier zur Seite gegeben, und unter Aufsicht dieses stämmigen, wortkargen, aber wohlwollenden Profis durfte ich nach Herzenslust mit allem schießen, was in Deutschland und Amerika an Handfeuerwaffen in militärischem Gebrauch stand. Das war der vordergründige Sinn eines solchen Vergleichsschießens. Munition und Waffen gab es in einem Gefechtszelt ohne jegliche Formalitäten. An Auswahl und Menge alles, was des Narren Herz beehrte. Da Soldaten meist kindlichen Gemüts sind und kindlichen Gemütern das Unbekannte immer das Faszinierende ist, waren die Amerikaner natürlich besonders an den deutschen Waffen interessiert und umgekehrt. Sie bewunderten den Rückschlag, der bei ihrem Schießgerät weniger stark war, und raunten ehrfurchtsvoll „Hitlersäge“ beim Anblick unserer Maschinengewehre, deren Bauart seit dem Krieg nur unwesentlich verändert worden war. Sie versuchten, eine deutsche Schützenschnur zu ergattern, während die Männer der Bundeswehr es auf das US-Rifle-Abzeichen abgesehen hatten. Es sieht einem Eisernen Kreuz ähnlich und darf zu einer deutschen Uniform sogar getragen werden. Seinem preußischen Vorbild ist es angeblich nachempfunden, weil dieses bei amerikanischen Scharfschützen während beider Weltkriege die begehrteste Trophäe gewesen sei. Und da man seither in Deutschland glaubte, auf militärische Orden verzichten zu können, muß man das Eiserne Kreuz heutzutage über den Umweg einer amerikanischen Schießübung erlangen. Als Offizier trüge man es freilich nicht, doch mein zur Aufsicht abgestellter Sergeant wurde ehrgeizig, als er merkte, daß ich recht ordentlich schoß. So bedrängte er mich, die für das Abzeichen vorgesehenen Schießprüfungen komplett zu absolvieren. Noch vor Einbruch der Dunkelheit erhielt ich dann neben einigen anderen, stolz grinsenden Kameraden das begehrte Metall mitsamt seinen gottlob nicht allzu langen Nadeln durch die Uniform mit einem kräftigen Faustschlag an die stolzeschwellte Brust geheftet. Für einen Abend also war ich Träger des Eisernen Kreuzes und nicht minder als die anderen gewillt, den heroischen Anlaß gebührend zu feiern.

Auf das Schießen folgte ein feucht-fröhliches Bankett der an der Übung beteiligten Offiziere – und zwar im allseits gerühmten Kasino von Camp Casablanca. Die Schweizer Köche ließen an Gaumenfreuden tatsächlich nicht zu wünschen übrig; die mir noch Jahre später in lebhafter Erinnerung gebliebene Speisefolge umfaßte eine Lachsvariation,

Kalbsmilke an Pfifferlingen, eine Poularde mit Buchweizenbisquit und Gemüse sowie eine Schokoladenkomposition mit Himbeeren. Harnagel hatte das arrangiert, denn vermutlich umfaßte sein Budget zur Ausbildung kosovarischer Unteroffiziere, von denen freilich kein einziger zugegen war, auch das eine oder andere Abendessen im Kasino. Ich saß als Ehrengast mitsamt meinem Eisernen Kreuz zwischen dem inzwischen im maßgeschneiderten Dienstanzug mit richtigen Verdienstabzeichen geschmückten Harnagel und dem jovialen amerikanischen Captain. Zu Harnagels Schießen war er mit seinen Leuten aus dem sagenumwobenen *Camp Bondsteel* herübergekommen. Dabei handelte es sich um die größte amerikanische Basis im gesamten Balkanraum. Von Uranminen über geheime Bomberflotten und Foltergefängnissen gab es nichts, was die Phantasie nicht über das dortige Treiben der Amerikaner hervorgebracht hätte. Die Höflichkeit verbot es freilich, den Captain hierzu zu befragen. Statt dessen floß ein portugiesischer Rotwein in Strömen auf die deutsch-amerikanische Waffenbrüderschaft. Schließlich torkelten wir in unsere Container, die dort wie in sämtlichen Einsatzgebieten dieser Welt als militärische Unterkunft dienten.

Am nächsten Morgen und mit brummendem Schädel nahm ich das Interieur wahr: Das Wellblech des Metallkastens war für die Wohnlichkeit mit hellgrauem Kunststoff verkleidet. Der Fußboden hingegen schimmerte in einem matten, filzähnlichen Grün. Mein vermutlich für Gäste des Camps vorgesehener Container verfügte über ein Fenster, dessen Rolladen, nachdem ich ihn aufgezogen hatte, den Blick auf den gegenüberliegenden Duschcontainer freigab, aus welchem Dampfschwaden emporstiegen, als sei er ein türkisches Badehaus. Die Einrichtung bestand aus einem klappbaren Feldtisch mit ebenfalls klappbarem Feldstuhl aus Metallröhren und olivgrünem Leinentuch, einem metallenen Bettgestell mit Drahtbezug und Schaumstoffmatratze, einem kleinen Kühlschrank, der wohnlich brummte und mich mit Coca Cola labte, sowie, etwas schief hierauf abgestellt, einem altersschwachen Fernseher. Ich stellte ihn probenhalber an, und sogleich bot er pornographisches Material dar, satellitengestützt. An der dem Fenster gegenüberliegenden Längswand der Blechbehauung prangte das Bildnis einer hübsch anzusehenden und nicht übermäßig bekleideten jungen Dame, die mir zuzuzwinkern schien, als ich die neben dem Fenster eingefügte Tür unter diesem Quietschen öffnete und in das helle Tageslicht hinaustrat. Während ich die Morgenluft einsog und in meinen Beintaschen erst nach der Sonnenbrille, sodann nach dem Schlüssel des Terrano tastete, durchströmte meine Adern ein erhabenes Gefühl von Freiheit und Abenteuer.

Dieser war just einer der Momente, für den ich meine bürgerliche Existenz in Frankfurt vorerst an den Nagel gehängt hatte, und beschwingt trug mich sein Nachhall zurück vom Camp bis in die Hauptstadt Priština. Noch im selben Monat revanchierte ich mich bei

Harnagel durch einen augenzwinkernd als Maßnahme der ‚politischen Bildung‘ getarnten Ausflug seiner kleinen Lehrgruppe. Es war für ihn die einzige Gelegenheit während seines gesamten, mehrmonatigen Einsatzes, an dem zivilen Dasein außerhalb der militärischen Lager teilzunehmen. Auch dieser Anlaß endete gesellig, und zwar auf der von Kneipen und Bars gesäumten *Birdshit-Street* inmitten des Stadtkerns von Priština. Diese jedem in der Hauptstadt bekannte Flaniermeile verdankte ihren Namen dem Umstand, daß man bei gutem Wetter auf der Straße tafelte, und zwar unter Bäumen, die von unzähligen Vögeln behaust waren, welche sich durch vielstimmiges Zwitschern und gelegentlich auch auf weniger erfreuliche Weise bei den unter ihnen sitzenden Gästen bemerkbar machten. Daß einem dort ins Bier geschissen wurde, verhinderte man, indem man seinen Bierdeckel auf statt unter das Glas legte. Spätestens jetzt beneidete ich Harnagel um seine Feldmütze.

Gegen Ende seiner Tour im Kosovo sollte mein Weg auch den jenes jungen, etwas zu klein geratenen Gebirgsjägers aus Österreich noch einmal kreuzen, den ich damals auf der Anreise am Flughafen in Wien so unbeholfen angesprochen hatte. Er hatte im Unterschied zu mir während seiner Dienstzeit das kulinarisch so bemerkenswerte Offizierkasino seines Camp Casablanca vermutlich nur von außen zu sehen bekommen. Inzwischen war es Hochsommer geworden, und ich hatte beschlossen, auf eigene Faust einen Wochenendausflug in die Gegend von Orahovac zu unternehmen, die von Camp Casablanca aus militärisch gesichert wurde. Im Jahr 1998 war dort von Serben und russischen Söldnern ein Massaker an der albanischen Bevölkerung verübt worden. Mich interessierten aber vor allem die Weinberge von Velika Hoča. Die private Nutzung meines Dienstwagens hatte ich beim Fahrdienstleiter angemeldet. Ein Hundewelpen, den ich mir im Šar-Gebirge einige Monate zuvor zugelegt hatte, schlief auf dem Beifahrersitz, beide Fenster hatte ich heruntergelassen, der CD-Spieler fiedelte Vivaldi, und sommerlicher Fahrtwind fächelte durch den Wagen, den ich abermals über eine staubige Schotterpiste in die Berge lenkte. Noch vor der Mittagszeit erreichte ich das Umland von Orahovac. Vereinzelt Siedlungen lagen wie ausgestorben in der Sommerhitze zwischen den Weinbergen. Von hier hatte früher der scheußliche Amselfelder gestammt, ein önologischer Fluch des untergegangenen Jugoslawien, in Ost und West zu Zeiten des Kalten Krieges gleichermaßen belächelt und doch gerne konsumiert. Aber auch trinkbarer Wein wurde hier hergestellt, dank der jahrhundertealten Tradition serbischer Klöster, die dieses Erbe der Römer fortgeführt und die Weinberge weiterhin kultiviert hatten. Als zartes Pflänzchen des Wiederaufbaus nach dem jüngsten Kriege hatte das große Kloster Dečani aus den Bergen von Peć vor kurzem wieder einen Mönch mit ein paar Gehilfen als

Winzer in diese Gegend entsandt. Nachdem ich in Dečani davon gehört und von den Klosterbrüdern eine Empfehlung erhalten hatte, wollte ich mir die Renaissance des Weinbaus im Kosovo nunmehr an Ort und Stelle ansehen.

Das serbische Dörfchen Velika Hoča war Mittelpunkt einer winzigen Enklave. Keine Menschenseele war zu sehen, als ich eintraf, und ohne Mühe fand ich das kleine Weingut direkt am Dorfplatz. Der bärtige Pater in seiner schwarzbraunen Kutte empfing mich freundlich, denn ich überbrachte Grüße von seinem Kloster. Er zeigte mir sein altes, weiß gekalktes, kühles Gemäuer mit den großen Fässern im Keller, und er nahm meinen Welpen auf den Arm. Ich erstand zwei Kisten Wein, der sich später in Priština als wohlschmeckend und fruchtig herausstellte, ließ mir von ihm den Weg zu einer als besonders sehenswert geltenden Bergkapelle weisen und erbat zum Abschied seinen Segen. Die Kapelle war eine von angeblich dreizehn, die in der Enklave verteilt waren und ihr den Ruf eines kleinen, serbischen Berg Athos verliehen hatten. Ich fand sie leicht, denn sie lag einsam auf einer Anhöhe mit großartigem Ausblick über die in der Hitze flimmernden Weinberge. Überraschenderweise war sie nicht verwüstet – oder zumindest originalgetreu instandgesetzt. Sie enthielt uralte, von Weihrauch und Kerzenruß geschwärzte Ikonen. Es war friedlich und still, die einzigen Töne stammten von einigen Vögeln in der Luft und den Zikaden im Gesträuch am Wegesrand. Einmal dachte ich, einen Kuckuck zu hören, doch da er nicht wieder rief, hielt ich dies für eine Täuschung. In der Ferne erblickte ich mit dem Feldstecher ein Minarett – das mußte das nunmehr fast ausschließlich albanisch besiedelte Orahovac sein. Die altherwürdige Tekke dort wollte ich ebenfalls besichtigen und hoffte außerdem, in dem Ort etwas Eßbares aufzutreiben zu können.

Doch auch Orahovac war menschenleer. Bei der Einfahrt in den Ortskern erblickte ich die Tekke und davor den Panzer. Es war ein geländegängiger Radpanzer, der wie ein Mondfahrzeug mit seinem auflaffetierten Maschinengewehr in groteskem Gegensatz zu der friedvollen Ruhe das Bild dominierte. Obgleich beide Flügeltüren des Panzers geöffnet waren, mußte in seinem Inneren eine Temperatur von gut und gerne vierzig Grad herrschen. Der Kommandant ließ das linke Bein aus der Tür heraus baumeln, und sein Schütze auf dem Beifahrersitz rauchte eine Zigarette und blies den Rauch zur Maschinengewehrluke hinaus. An der langen Antenne des Panzers hing schlaff ein kleiner, rot-weiß-roter Wimpel. Österreicher. Auch das Maschinengewehr, hinter dem der Rauch aufstieg, hing schlaff mit der Mündung über die Frontscheibe.

Ich brachte meinen Wagen seitlich einen Steinwurf weit von dem Panzer zum Stehen. Nirgendwo gab es Schatten, denn die Sonne stand hoch im Mittag und brannte unbarmherzig hernieder. Ich hatte wegen der Hitze Sorge um meinen Welpen, konnte ihn aber unmöglich in die Tekke mitnehmen. Also ließ ich sämtliche Fenster hinab und versprach ihm, daß ich nicht lange fort sein würde. Ich schloß den Wagen ab und schlenderte hinüber zum Panzer. „Grüß Gott, die Herren“, sagte ich. Zwei verdutzte Gesichter unter Stahlhelmen sahen mich an. Der Schütze am Maschinengewehr war doch tatsächlich jener stämmige Junge, den ich vor vier Monaten auf dem Wiener Flughafen angesprochen hatte. Mein Auftreten schien ihm nicht nur unbotmäßig, sondern schier außerirdisch vorzukommen. Er erkannte mich nicht und brachte wie sein Kamerad keinen Laut hervor. Beide hatten nicht nur die Helme auf dem Kopf, sondern auch schwere Splitterschutzwesten am Leib und saßen da gleichsam in voller Montur. Der Kommandant trug ein Bajonett an seiner Weste und schaute jetzt mehr grimmig als erstaunt auf mich herab. „Ich würde mir gerne die Tekke ansehen.“ „Was für ein Ding?“ „Na, die Tekke, vor der Sie hier Wache stehen. Das ist sozusagen eine Moschee für Derwische. Und da in meinem Wagen habe ich einen Hundewelpen. Weil es für den zu heiß ist, habe ich die Fenster herabgelassen. Sind Sie so nett und haben das Auto kurz im Blick? Ich bin dann gleich zurück.“ Die beiden gaben keine weitere Reaktion von sich. Ich kam mir leichtfüßig vor in meiner Trekkinghose und dem kurzärmeligen Hemd, und insgeheim war ich natürlich belustigt über diese wortkargen Krieger in ihrem martialischen Backofen, der in der Mittagsruhe dastand, als käme jeden Moment ein serbisches Infanteriebataillon die Hauptstraße herauf.

Die Tekke war unverschlossen, ebenso die zugehörigen Gebäude. Ich sah mir alle Innenräume an und war von ihrer Urwüchsigkeit und dem groben, schlichten Interieur aus altem, hellem und etwas wurmstichigem Holz angetan, das den Zug handwerklicher Ehrlichkeit aufwies. Gerne hätte ich mehr über die Derwische erfahren, die dieses Bauwerk errichtet hatten und deren rauschartigen Tänze sprichwörtlich waren. Aber das sollte mir erst viele Wochen später, in Prizren, gelingen. Vorerst wollte ich lediglich rasch zurück zum Wagen und meinem sicherlich in der Hitze leidenden Hundewelpen. Die Tekke war dank der hinter den hölzernen Läden offenen Fenster halbdunkel und angenehm luftig gewesen. Als ich sie verließ und auf den kleinen Vorplatz trat, traf mich die Sommerhitze wie mit einem Faustschlag. Das grelle Licht blendete, obwohl ich sofort die Sonnenbrille wieder aufsetzte. Ich blickte hinüber zu dem Panzer und bemerkte, daß mein Bekannter vom Wiener Flughafen sein Maschinengewehr in Anschlag gebracht hatte und auf mich zielte. Sein Kommandant war abgessessen, stand in Deckung hinter dem Fahrzeug und richtete ein Sturmgewehr ebenfalls

auf mich. Er befahl: „Kommen Sie langsam hier herüber!“ Ich hielt das für einen groben Scherz, erwog zwar, die Hände zu erheben, aber unterließ dies und ging langsam auf den Panzer zu. „Hören Sie, was ist denn los, warum machen Sie das“, rief ich und meinte, meine eigene Stimme etwas kläglich zu vernehmen. Der Kommandant trat hinter dem Panzer hervor und ließ die Waffe sinken. „Können Sie sich ausweisen?“ „Ich muß mich Ihnen gegenüber nicht ausweisen, ich habe hier Diplomatenstatus“, entgegnete ich so patzig wie möglich. Inzwischen hatte ich ihn erreicht. Das Wort *Diplomatenstatus* gab mir Sicherheit und half mir, etwas mehr Nachdruck zu vermitteln. „Vielmehr müssen Sie sich ausweisen. Ich werde Sie Ihrer Einheit melden. Ich bin hier für Javier Solana tätig.“ „Das ist mir scheißegal, für wen oder was Sie tätig sind. Sie können hier nicht einfach herumfahren wie ein verdammter Tourist, verstehen Sie? Die Lage ist alles andere als stabil. Was haben Sie da überhaupt für ein Kennzeichen an Ihrem Wagen?“ „Das ist ein EU-Kennzeichen. Ich sage Ihnen doch, ich arbeite hier für die Europäische Union, und zwar mit Diplomatenstatus.“ „So ein Kennzeichen gibt es gar nicht, und von der EU habe ich hier noch nie etwas gehört. Sie nennen mir jetzt Ihren Namen und weisen sich aus.“ „Gut. Und dann nennen Sie mir Ihren und weisen sich ebenfalls aus. Ich werde mich beschweren.“ „Hey, ich kenne den Typen“, rief auf einmal der Maschinengewehrschütze aus seiner Luke herab. „Den habe ich in Schwechat am Flughafen schon getroffen. Da hat er mir auch was von der EU erzählt.“ Noch heute habe ich im Ohr, wie er für mich so befreiend in seinem gedehnten Dialekt sprach: „Do hot er mir auch wos von der Äh Uh erzählt...“

„Ja, also“, sagte ich, nahm die Sonnenbrille ab und streckte dem Landser mir gegenüber die Hand aus. „Christmann heiße ich, meine Dienststelle ist das *International Civilian Office* in Priština, das ICO. Das hier ist mein Dienstaussweis.“ „Unteroffizier Kronbichler, Jägerbataillon 24, habe die Ehre.“ Wir schüttelten uns die Hände. „Sie kamen uns verdächtig vor, Herr Christmann. Hier kann ja jederzeit was hochgehen. In Ihrer Moschee da drüben sind im Krieg zig Leute abgemurkst worden, wußten Sie das überhaupt?“ „Ja, nein, das tut mir leid. Sehen Sie, ich bin jetzt schon vier Monate hier, da wird man nachlässig. Aber Sie haben recht, ist ja kein Urlaubsort.“ „Scheinbar wird's bald einer“, meinte lachend der Schütze, kletterte von dem Panzerwagen herab und stellte sich mit dem Namen Hornbacher vor. „Und was machen Sie da so, im ICO?“

Doch ich greife unentwegt vor und bitte den geneigten Leser noch einmal zurück zum Flughafen Wien und dem Flugsteig nach Priština. Der Gebirgsjäger Hornbacher hatte also

nicht mit mir reden wollen, und so schlenderte ich quer durch die Wartehalle zum Zeitungsstand. Da nicht einmal die Offiziere der Österreicher sich dort bedient hatten, stand mir die volle Auswahl von Austrian Airlines zur Verfügung. Von jeder Zeitung steckte ich ein Exemplar in meine Tasche: Wiener Standard, Frankfurter Allgemeine, Süddeutsche, Financial Times, Kronenzeitung, Bildzeitung, International Herald Tribune, die heute anders heißt, und natürlich Le Monde. Nie nämlich bin ich ein derart kundiger Zeitungleser wie als Fluggast. Was für andere der Tomatensaft, ist für mich die umfassende Lektüre von Printmedien, und ich fürchte den Tag, an dem auch dies nicht mehr geboten werden wird in unserem Zeitalter des allgemeinen Niedergangs. Wir aber schrieben damals Samstag, den 16. Februar 2008, und sämtliche Zeitungen waren voll von meinem Reiseziel. Es sollte noch einen Tag dauern, bevor das Parlament des Kosovos eine Unabhängigkeitserklärung verabschieden würde. Damit würde sich das Kosovo von der Republik Serbien lossagen und zu einem souveränen Staat deklarieren. Ein beachtliches Vorkommnis, das in gewissem Widerspruch zu der völkerrechtlich garantierten Unverletzlichkeit der territorialen Integrität von Staaten zu stehen schien, zumal Serbien Mitglied der Uno war. Allerdings ein Vorkommnis, das von gewichtigen Fürsprechern unterstützt wurde, allen voran die Vereinigten Staaten von Amerika. Man hatte sich nämlich in Washington entschlossen, den sogenannten *Ahtisaari-Plan* umzusetzen, benannt nach einem zuvor nicht sonderlich in Erscheinung getretenen, obgleich im wörtlichen Sinne schwergewichtigen, finnischen Politiker, der in mühsamen Verhandlungen eine einvernehmliche Lösung zwischen Serbien und dem Kosovo herbeizuführen beauftragt gewesen war. Aber nicht jedes Problem kennt eine Lösung. Die Lossagung des Kosovos von Serbien war hierbei immer nur die *ultima ratio* gewesen, das letzte Mittel, mit dem man den Serben für den Fall gedroht hatte, daß die Verhandlungen scheiterten, wenn die Bedingungen für die zu schaffende, autonome Region Kosovo innerhalb der serbischen Republik auf albanischer Seite als nicht annehmbar gelten würden. Wann genau sie hoffnungslos gescheitert waren, stand in den Gazetten nicht.

Anhand der Zeitungen las ich mich in die mir fremde Materie ein. Ich vergaß die vom Militär beanspruchte Wartehalle um mich herum und versank in den Berichten und Kommentaren zu jenem hochkomplexen und offensichtlich äußerst umstrittenen Vorgang, der sich auf diesem wilden Fleckchen Erde in den internationalen Gefilden abzuspielen anschickte. Ich war Ökonom und kannte mich ein wenig mit Staatsfinanzen aus. So hatte ich fast vier Jahre in der Europäischen Zentralbank zugebracht und war dort unter anderem für die Analyse der Finanzpolitik einiger Balkanländer zuständig gewesen. Tiefere Kenntnis aber hatte ich nicht von dieser Region; hinzu kam höchstens noch ein von Studienzeiten und der

Offizierschule herrührendes, allgemeines Interesse an Fragen der Sicherheitspolitik und der internationalen Beziehungen. So war mir grob bekannt, daß der Westen unter amerikanischer Führung neun Jahre zuvor einen Luftkrieg gegen Serbien geführt hatte, als der Serbenführer Milošević an den Albanern im Kosovo Völkermord zu begehen im Begriffe stand. Der damalige deutsche Außenminister Joseph Fischer hatte erklärt: „Ich habe nicht nur gelernt: Nie wieder Krieg. Ich habe auch gelernt: Nie wieder Auschwitz.“ Nach wochenlangen Bombardierungen rückte die Nato mit Bodentruppen in das Kosovo ein, das Milošević kampflos räumte. Der Feldzug des Westens beendete die serbische Herrschaft über das Kosovo. Ein Interregnum setzte ein, die Region wurde unter internationale Verwaltung der Uno gestellt, und nur noch formal gehörte sie weiterhin dem Staate Serbien an. Damit war die Frage nach dem *Status* des Kosovos aufgeworfen: souveräner Staat oder restjugoslawische Verwaltungseinheit? Nach einer ersten, jahrelangen Phase von Verhandlungen, in denen die albanische Seite von den Amerikanern und die Serben von ihrer traditionellen Schutzmacht Rußland protegiert wurden, schien die Lösung dieser Frage unter stillschweigendem Einverständnis der sogenannten Internationalen Gemeinschaft auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschoben worden zu sein. Standards vor Status – so lautete das naive Motto, unter dem erst einmal eine Verwaltung aufgebaut und das Kosovo wirtschaftlich entwickelt werden sollten, ohne daß man die staatliche Verfaßtheit auch nur im Ansatz geklärt hätte. Hauptsache, die Lage blieb ruhig, keine Toten verwesten in den Straßengräben und keine Flüchtlingsströme ergossen sich nach Mitteleuropa wie in den neunziger Jahren.

Doch die Lage tat der sogenannten Internationalen Gemeinschaft keineswegs den Gefallen, ruhig zu bleiben: Keine fünf Jahre nach dem Waffenstillstand kam es im Jahre 2004 zu Pogromen, nunmehr aber der Albaner gegen die Serben. Der fünfzehnjährige Jovica Ivić wurde in der serbischen Enklave Čaglavica von Albanern erschossen, die aus einem vorbeifahrenden Auto wahllos mit einer Maschinenpistole auf Passanten feuerten. Jovica wurde von Kugeln in seinem Magen und einem Arm getroffen und verblutete auf dem Weg ins Krankenhaus. Seinen Bruder lernte ich Monate später im Kosovo kennen. Er zeigte mir das Mahnmal an der Hauptstraße; an der Stelle, wo auf Jovica geschossen worden war. Der Bruder aber war Friedensaktivist geworden und arbeitete mit Studenten einer Organisation aus Belgrad zusammen, die sich der Verständigung von Albanern und Serben verschrieben hatte. Einmal nahmen mich diese Leute auf eine wilde Turbo-Folk-Party nach Čaglavica mit, die in einer Scheune am Dorfrand stattfand. Turbo-Folk ist eine Mischung aus serbischer Volksmusik und Techno. Von Menschenmassen, die nächtelang Turbo-Folk tanzten, wurde im Luftkrieg von 1999 die Brücke über die Save in Belgrad gegen die Nato-Bomber

geschützt. Die amerikanischen Piloten sollten so viele zivile Opfer nicht in Kauf nehmen – man befand sich schließlich an der Schwelle zu einem neuen, zivilisierten Jahrtausend. Also sahen die Bomberpiloten die Leute bei jedem Anflug auf die Brücke tanzen, mußten abdrehen und taufte ihr unangreifbares Zielobjekt resigniert *the Rock'n'Roll-Bridge*, denn was sollten sie schon von Turbo-Folk wissen. Mir gefiel der Turbo-Folk in der Scheune von Čaglavica; die alten Lieder, welche die Jugend mit Trotz in der Stimme zu der modernen Maschinenmusik sang, und die kulturelle Aufsässigkeit gegenüber dem Westen, die diese Klänge transportierten. Doch im Jahre 2004, nach dem Tod von Jovica Ivić, wurde in Čaglavica kein Turbo-Folk getanzt. Die Serben errichteten Straßenbarrikaden. Am nächsten Tag ertranken drei albanische Kinder im Fluß Ibar, der die ethnische Grenze zu dem mehrheitlich serbisch besiedelten Norden des Kosovos darstellt. Es hieß damals, die Kinder seien aus Rache für Jovica Ivić von den Serben ertränkt worden. Tags darauf fielen wie auf ein Wort zehntausende Albaner über die serbische Minderheit in den verschiedenen Enklaven her. Marodierende Banden wurden aus Albanien mit Bussen in das Kosovo gebracht und zogen eine Spur der Verwüstung durch das Land. Klöster wurden niedergebrannt, zahlreiche Mönche verstümmelt und totgeschlagen – alles unter den völlig überraschten Augen der Nato, die dem Gewaltausbruch nichts entgegensetzte und sich darauf beschränkte, die Serben zu evakuieren. Noch heute kursieren im Internet Videos von Schaulustigen, die jugendliche Täter dabei filmten, wie sie Kirchen in Brand setzen. Von einem dieser Filmchen ist mir in Erinnerung, wie die Glocken einer kleinen Kirche von höherer Macht geläutet zu werden scheinen, während das ganze Schiff schon in Flammen steht. Schlagartig verstummen die Rufe und Schmähungen der Albaner, und man hört nur noch das Knacken und Fauchen des Feuers und darüber die läutenden Glocken, bis der Turm zusammenbricht. Als ich meine erste Ruine einer von den Albanern gesprengten Kirche sah, wechselte mein Herz von der albanischen auf die serbische Seite – schließlich bin ich Katholik. Doch davon später.

Die sogenannte Internationale Gemeinschaft jedenfalls schreckte im Jahre 2004 gehörig auf, ließ ihr Konzept *Standards vor Status* fallen wie eine plötzlich heißgewordene Kartoffel und beschloß, diese offensichtlich doch nicht zu umgehende Statusfrage nunmehr vordringlich zu regeln. Ein neuer, zermürender Verhandlungsmarathon setzte ein, der drei Jahre dauern sollte, jedoch die Hoffnungen auf einen Friedensschluß nicht erfüllen konnte. Er war von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Die von serbischer Seite den Albanern vorgeschlagene Autonomielösung wurde immer weitgehender ausgestaltet und erreichte schließlich die Qualität des im Völkerrecht als Ausnahmefall geltenden Statuts von Südtirol im italienischen Staatsverbund. Aber die Albaner lehnten auch noch die am weitesten

gehenden Vorschläge ab. Die Meinungen in den Zeitungen, die ich las, gingen auseinander: Die Wunden säßen zu tief, lautete ein Argument, und nach dem versuchten Völkermord durch Milošević sei es doch nicht zumutbar, von den Albanern zu verlangen, noch länger mit den Serben in einem Staat zu leben. Die Albaner hätten nie ernsthaft verhandelt, schrieben andere, weil die Amerikaner ihnen unter der Hand immer versichert hätten, ihre vollständige Loslösung von Serbien zu unterstützen, wenn die Verhandlungen endlich formell gescheitert seien. Die albanische Minderheit in den USA sei die bestorganisierte politische Lobby nach der jüdischen, ätzte ein Kommentator. Außerdem verfügten die Amerikaner mit einem von Belgrad unabhängigen Kosovo, das nach ihrer Pfeife tanzte, über eine militärische Basis inmitten der Südwestflanke der russischen Einflußsphäre und eine Basis, in der sie nach Gutdünken schalten und walten könnten wie die alten Römer in ihrer Provinz Dardania.

Ich las weiter, die Europäische Union sei tief gespalten in der Statusfrage. Großbritannien halte in Treue zu den amerikanischen Alliierten. Deutschland habe zwar erhebliche Bedenken hinsichtlich des Völkerrechts, das nunmehr, neun Jahre nach dem Krieg, zugunsten der Serben spreche, weil die humanitäre Not der Albaner schließlich auf Dauer behoben sei. Immerhin habe es im Jahr 2000 in Serbien eine Revolution gegeben, welche die Milošević-Diktatur in den Orkus der Geschichte geschickt und durch eine Demokratie ersetzt habe, die sich ernsthaft um Aufnahme in die EU bemühe. Aber aus Hörigkeit gegenüber den Amerikanern unterstütze Berlin trotz dieser Bedenken die Unabhängigkeit des Kosovos, wie letztlich auch Paris. Andere Mitgliedstaaten der EU aber nähmen die gegenteilige Position ein, entweder aus traditioneller und kultureller Nähe zu den orthodoxen Serben, so wie Griechenland und Zypern, oder im Hinblick auf nationale Minderheiten im eigenen Land, die ebenfalls separatistische Tendenzen verfolgten, etwa Spanien und das – zudem orthodox geprägte – Rumänien. Diese Spaltung der EU sei den Amerikanern wiederum nur recht, denn damit habe die Union ein unlösbares Problem vor der eigenen Haustür, an der sich die kränkliche, sogenannte ‚gemeinsame Außenpolitik‘ der Europäer noch auf Generationen die Zähne würde ausbeißen können.

Eine Lautsprecherdurchsage forderte zum Einsteigen auf und riß mich aus meiner Lektüre. Ich blickte um mich und sah die Gebirgsjäger in Reih’ und Glied antreten und in das Flugzeug einrücken. Ich begab mich an das Ende der Abteilung und nickte meinem wortkargen Gesprächspartner noch einmal zu. Offensichtlich war ich allerdings doch nicht der einzige Zivilist auf dem Flug nach Priština: Zwei bewaffnete Gendarmen in Schutzwesten

begleiteten einen jungen, verwegen blickenden Mann mit dunklen Haaren, schwarzglühenden Augen und einer scheußlichen Narbe quer über dem Gesicht zum Einstieg. Es mußte sich um einen jener Bürger des neuzugründenden Staates handeln, die nicht nur in Österreich hin und wieder unangenehm aufzufallen die Angewohnheit hatten und der deshalb nun zurück in die Heimat expediert wurde. Wenn auch nicht für lange. Der Kosovo-Albaner an sich genoß in Westeuropa schließlich nicht gerade den Ruf von Liebenswürdigkeit, und etwas bange war mir dann doch, daß ich nun in einen Flieger stieg, der mich mit niemand anderem als Soldaten und womöglich gar einem Verbrecher meinem Bestimmungsort für diesen neuen Abschnitt meines Lebens zuführte.